

Ein Vulkanausbruch als Eheflücht.

Eine Episode aus dem Natur- und Menschenleben Nicaraguas.

Ergählt von Dr. Alexander Olinda.

Während eines längeren Aufenthalts in der in der Nordwestecke des großen Nicaraguasees gelegenen Stadt Granada genoss ich Gastfreundschaft in der nicht weit vom See gelegenen Villa eines deutschen Handelsmanns, der nach seinen Worten von den Landeskindern Don Mauricio genannt wurde. Mit mir im Hause weilte ebenfalls als Gast ein deutscher Maler Namens Wilhelm Reinsfeld. Der Letztere war zu der schönen, hochgeistigen Tochter des Hauses, Donna Abela, in heizer Liebe entbrannt; jungfräulicher Stolz hatte in der jungen Dame, die dem taubstummen Künstler ebenfalls eine warme Neigung entgegenbrachte, bisher verhindert, ihn die Gefühle, die sie für ihn hegte, merken zu lassen. Erst ein erschütterndes Ereignis, das zum Glück seinen tragischen Abschluß hatte, führte eine Aussprache zwischen den Beiden herbei.

In einer Nacht fuhren die Bewohner des Hauses plötzlich aus dem Schlafe empor; der Boden schien ihnen zu schaukeln wie auf einem Schiffe. Ein Erdbeben! Von Angst und Entsetzen befiel fürstlich Alle hinaus ins Freie. Das wellenförmige Schaukeln der Erdoberfläche war von einem dumpfen Geräusch, ähnlich demjenigen eines vorbeifahrenden Eisenbahnzuges, begleitet. Von der Stadt her ertönte das Geräusch der unbeduldrigen Bewegungen des Erdbodens verursachte leise Anschlagen der Glode der Kathedrale, ab und zu überlöt von dem Wehgeschrei der Einwohner.

Pföchtlich durchsuchte ein grellother Blitz den süßlichen Himmel — ein Blis so furchtbar und gewaltig, als wollte er das Firmament in Flammen setzen. Doch die feurige Erscheinung verschwand nicht wieder, sondern blieb — anzusehen wie der glühende, lang ausgezogene Finger eines Riesen — im Gesichtsfeld haften. Was man für einen Blitz gehalten, war eine aus dem Krater des südlich von Granada gelegenen Vulkans Momobacho (sprich Momobatscho) emporsteigende Feuersäule! Im nächtlichen Augenblick hörten auch die Oszillationen des Erdbodens auf. Die Bewohner der Villa beruhigten sich wieder und kehrten in das Innere des Hauses zurück. Nur Reinsfeld blieb noch eine Weile draussen — er vermochte sich von dem majestätischen Naturschauspiel nicht so rasch zu trennen. Wenn er endlich doch sein Lager aufsuchte, so that er es mit dem Entschluß, in der nächsten Nacht den Vulkan zu besteigen und ein Aquarell von dem Ausbruch aufzunehmen. Mateo, der Mauordomo (Hausverwalter) Don Mauricio, sollte ihn bei diesem Unternehmen begleiten.

Als er am nächsten Morgen seine Ausrüstung dem Hausherrn und Leihgeber mittheilte, erklärte Abela, daß sie mit von der Partie sein wolle. Trotz aller Einwendungen und Vorstellungen der Eltern beharrte sie auf ihrem Entschluß. „Ich gehe ja nicht allein“, meinte sie, „sondern mit Herrn Reinsfeld, der schon dafür sorgen wird, daß ich keine Unüberlegtheiten begehe.“

Der Maler seinerseits behauptete, daß er über Abela wie über seinen Augapfel wachen werde, und fügte hinzu: „Zu besorgen haben wir absolut Nichts, denn da der Wind von Norden weht, so werden die Aste und die Steine, welche der Vulkan auswirft, noch Süden getrieben, also nach der entgegengesetzten Richtung, in welcher wir uns dem Berge nähern.“

Am fünf Uhr Nachmittags machten sich Abela, Reinsfeld und Mateo auf drei „machos muy valientes“ (sehr kräftigen Maulthieren), wie sie der Letztere nannte, auf den Weg. Mit Proviant hatte man sich reichlich versehen. Etwas ein und eine halbe Stunde ritt man am Ufer des Sees entlang, der im brausenden Wellenschwall tobte und brandete. Allmählich verschwand die Sonne am westlichen Horizont, aber trotzdem blieb es der Nacht die Hälfte verwehrt, die Landschaft in Dunkelheit zu hüllen, denn die Feuersäule des Momobacho, der man sich immer mehr näherte, verbreitete Tageshelle.

Nach drei Stunden hatte man den Fuß des Berges erreicht und ritt nun den mit riesigen Farnkrautwedeln und manneshohen Bambusrohr bestandenen Abhang hinan — wegen der Steilheit des Abhanges eine schwere Arbeit für die Maulthiere. Je höher man kam, desto spärlicher ward die Vegetation, die sich zuletzt nur auf Stauden von armlenkerartigen Kakuspflanzen und Aloes, mit denen der Felsboden bedeckt war, beschränkte. Endlich ward der Abhang so steil und seltsam zugleich so mit Lavaeintrüben fröhlicher Eruptionen überdeckt, daß man abstieg und sich auf eine vorspringende Felskante, nachdem man die mitgetragenen Vorräthe unter sich geordnet, lagerte. Von dem Rande des Kraters mochte man hier etwa noch drei Kilometer entfernt sein, doch vernahm man selbst in dieser Entfernung deutlich das Rauschen der aus dem letzteren aufsteigenden Wasserdämpfe.

So mochten etwa drei Viertelstunden vergangen sein. Mit einem Mal rief Reinsfeld, sein Aquarell mit der Wirklichkeit vergleichend: „Carabao, was habe ich denn da gemacht! Hat mich denn mein Augenmaß diesmal so getäuscht?“

Er bemerkte nämlich, daß er die Feuergeräusche des Vulkans weit kleiner dargelegt, als sie in der That war. Der Fehler, welchen Reinsfeld an seinem Werke entdeckte, beruht indessen keineswegs auf einem Mangel an künstlerischer Leistungsfähigkeit. Es befehlte ihn darüber der Auswurf Abelas: „Großer Gott, der Ausbruch nimmt zu an Stärke und Heftigkeit! Wir müssen fort von hier, Herr Reinsfeld!“

Es hätte übrigens dieser Warnung nicht bedurft, um auch den Maler auf die veränderte Situation aufmerksam zu machen. Die von dem vulkanischen Feuer ausgeführte Hitze ward so intensiv, als stände man neben dem heizigen Ofen einer Lokomotive — ein Aushalten übertrieben das Paar, — keine glühende Kapilla (Schladens-

broden) fielen in seiner nächsten Umgebung nieder. Dazu erschwerte ein steigender Schwefelgeruch das Athmen, auch ließ sich jetzt aus dem Innern des Berges ein ununterbrochenes dumpfes Geräusch vernehmen, welches wie gedämpfter Trommelwirbel klang. Es schien, als seien alle vorhergehenden Phasen der Eruption nur ein Vorspiel gewesen zu dem gewaltigen Drama, das jetzt, von den unterirdischen Mächten des Berges inszenirt, seinen Anfang nahm.

Nur Flucht, schleunige Flucht konnte das junge Paar vom Verderben erretten.

In fliegender Hast packte Reinsfeld das noch nicht ganz vollendete Bild so wie seine Malutensilien wieder ein und wandte sich dann mit seiner Begleiterin rückwärts, um mit ihr die vorerwähnte Felsmulde zu gewinnen und in derselben den Abstieg zu bewerkstelligen.

Aber — o Himmel! — was erblickten sie Beide! In der Felsrinne schloß mit unheimlichem Brausen und Rauschen ein dunkelroth glühender, von einer Rauchschicht überwölbter Lavastrom hinab, der hier seinen bequemsten und leichtesten Abfluß gefunden. An ein Uebersteigen des zähflüssigen Stromes war wegen seiner Breite nicht zu denken.

Reinsfeld erinnerte sich indessen, beim Hinaufsteigen eine zweite derartige Felsmulde bemerkt zu haben, welche, mehr nach Westen zu gelegen und einen halbtrenn beschreibend, sich ungefähr ein Viertel Kilometer unterhalb mit der ersten vereinigte. In dieser arderen Felsrinne mußte ja ein rasches Abwärtsstürzen noch möglich sein.

Kaum waren aber die Wanderer in westlicher Richtung abgewandt, so bemerkten sie, von Entsetzen gelähmt, ihre Schritte. Auch in diesem zweiten Rinne wälzte sich ein Lava-Erguß einher, der gerade in dem Moment, wo er in den Gesichtsfeld des jungen Paares trat, mit dem anderen von Osten her kommenden feurigen Strom zusammenfloß. Reinsfeld und Abela sahen sich schreckt die Rettung abzumessen — es umgab sie, wie die Wälfürer in der Wagner'schen gleichnamigen Oper, rings feurige Lohel!

Da der Aushalten jetzt immer dichter fiel, so eilte man — was freilich wenig nützte — etwas weiter abwärts, bis man nach einer halben Minute am Ufer des ersterwähnten Lavastromes stand.

Der Schwefeldampf wurde jetzt fast erstickend — die heiße Asche wiebelte so massenhaft hernieder wie wirbelnde bei einem nordischen Schneesturm — die Luft glühte wie Feuer.

„Wir sind dem Tode geweiht!“ sprach Reinsfeld mit dumpfer Resignation. „Dasselbe Loos wie die unglücklichen Bewohner des alten Pompeji erleben auch wir!“

Sie nickte stumm. „Und ich,“ fuhr der Maler fort, „muß mich antlagen, die Urtliche Ihres Todes zu sein. Ihr junges, blühendes Leben einem ledigen Einfall, der in mir aufblühte, geopfert zu haben!“

Er bedachte, den Bergstod von sich fernzuhalten, sein Gesicht mit den Händen, Abela entledigte sich ebenfalls ihres Stodes, legte die Arme auf die Schultern Reinsfelds, schaute ihm mit innigem, fast zärtlichem Blicke ins Auge und entgegnete:

„Sie haben, theurer Maler, auch kein Atom von Schuld an dem Berhängnis, das über uns gekommen — die Idee, Sie zu begleiten, entsprang meinem eigenen Kopfe. Sterben müssen wir, das ist gewiß — aber da ich mit Ihnen gemeinsam sterbe, so hat der Tod keine Schreden für mich.“

Ein Schauer des Entzückens durchlief den Maler bei dieser Andeutung seiner jungen Gefährtin.

„Abela,“ rief er, sich vor ihr auf ein Knie niederlassend, „in dieser Minute, die vielleicht für uns die letzte, will ich Ihnen bekennen, daß Sie mir über Alles werth und theuer, daß ich Sie liebe mit einer Gluth, gegen welche die Flamme des Momobacho noch Eis. Bisher wagte ich nicht, Ihnen dieses Gefühl zu machen — da wie in dessen bald vor unserm ewigen Richter stehen werden, so soll jetzt meine Seele so klar vor Ihren Augen liegen wie ein aufgeschlagenes Buch.“

Sie zog den Knieenden sanft zu sich empor und sprach:

„Nehmen Sie denn, Wilhelm, daß ich Ihre Gefühle theile, daß auch mein Herz Ihnen voll und ganz gehört. Gott will aber nicht, daß unser Liebesbund schon hier auf Erden zur Wirklichkeit werde!“

„Dank, Dank für diese Worte, Abela,“ jubelte der Maler, „sie veränderten mir die letzten Sekunden meines Daseins in einen Wonnerausch!“

Und die Lippen, die Stirn, die Wangen der Geliebten mit Küßchen bedeckend, schloß er:

„Lach uns jetzt sterben, Du Angebetete — Arm in Arm, Aua im Auge!“

Doch im nächsten Moment erhob er mit einem Ausdruck natürlicher Entschlossenheit das Haupt und fragte, um sich zu beruhigen:

„Wissen wir denn sterben? Sollte es wirklich kein Mittel der Rettung geben?“

Die großen Steine, mit denen der Boden um sie herum überstreut, brachten Reinsfeld auf einen Gedanken. Hastig und mit Riefkraft, die ihm die Todesnoth verlieh, schleuberte er drei der großen Steine so in den Lavastrom, daß sie, über die Oberfläche desselben hervorragend, eine Art Brücke bildeten und die Möglichkeit gewährten, daß man, auf ihnen laufend, dieselbe über die brodelnde, feurige Masse überschreiten konnte.

Abela und Reinsfeld hatten sich auf's Neueste in Acht nehmen müssen, daß sie beim Niederfallen der Steine nicht vor der aufspritzenden Lava getroffen wurden.

Die Steine waren glatt, spitzig und ermangelten einer festen Basis — wie leicht konnte man also auf ihnen den Halt verlieren. Und geschah dies, so war Beiden der Tod gewiß — der entsetzliche Tod in der glühenden, tosenden Lava!

Es gab aber keine andere Chance der Rettung und Reinsfeld war entschlossen, sie zu wagen.

Da das Sprechen des beengten Athmens wegen bereits unmöglich geworden, so deutete er Abela durch Zeichen an, was er zu thun beabsichtige und daß sie ihre Arme um ihn schlingen solle. Ihr Einverständnis nickend, hängt sie in der nächsten Sekunde an seinem Hals. Sie mit dem linken Arm umfassend, während er sich mit der Rechten auf den vom Boden aufgenommenen Bergstod stützte, schwingt er sich auf den ersten Stein. Deutlich fühlt er, wie Welles Herz laut und stürmisch neben dem seinen pocht.

Der mittlere Stein lieg jedoch so wenig fest, daß Reinsfeld auf ihn mit der rechten Fußspitze, die er ausgestreckt hält, keinen Halt finden kann. Nur auf dem linken Fuße stehend, beginnt er zu schaukeln und verliert das Gleichgewicht — der Stod, auf welchem er sich zu stützen gedacht, ist sofort in Flammen aufgelodert! Abela, sich verlor, gereth, löst einen Schreidensschrei aus. Da, im Moment der höchsten Gefahr, waag der Maler mit seiner süßen Last den Sprung auf den äußersten Stein, der zufällig der größte. Glücklich erreicht er ihn, indem er mit seinem linken Fuße den mittleren Stein nur flüchtig berührt. Ein folgender rascher Sprung bringt den lächelnden jungen Mann an das jenfeitige Ufer des Lavastroms.

Sie sind gerettet!

Die eben erzählte Episode hatte sich in wenigen Sekunden zusammengebrannt.

Elia klimmte Beide über das Felsenmeer zu dem Lagerplatz hinunter. Zutrold empfing sie der treue Mateo, der bereits in Betreff ihrer das Schlimmste befürchtet und sich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß auch ihm der Untergang beschieden, denn der Aushalten und die Schwefeldämpfe begannen jetzt auch hier unerträglich zu werden.

Am Ufer waren die Maulthiere gesammelt. So rasch, wie es das abschüssige Terrain erlaubte, ging es abwärts. Aber erst, nachdem man ein und eine halbe Stunde geritten, befand man sich außerhalb des Gebietes des Aushaltens.

Mit unbeschreiblicher Freude wurden die Zurückkehrenden in der Villa empfangen. Die Steigerung der Eruption sowie der Aushalten hatten bei den Eltern Abelas die peinlichsten Besorgnisse bezüglich des Schicksals ihrer Tochter sowie ihrer beiden Begleiter erregt. In kurzen Worten unterrichtete sie Reinsfeld von ihren Erlebnissen, versichert auch nicht, daß Abela ihm auf dem Feuerberge im Angesicht des fast unvermeidlichen Todes ihre Liebe bekannt. Don Mauricio brühte in dem Hand des Malers — er wußte ja, daß er an ihm einen Schwiegersohn gewonnen, der in der deutschen Kunstwelt eine sehr geachtete Stellung einnahm und für seine Bilderkunst hohe Honorare erhielt.

„Ein Hurrah dem Momobacho,“ schloß Reinsfeld, „eine Feuergeister haben meiner Abela die Junge gelöst!“

Nach der ausführlichen Erzählung Reinsfelds und seiner Braut schrieb ich das Vorstehende nieder.

Die Einbildung.

Skizze von Jules Lemaitre.

An dem Abende, wo die große Tragödin Cornelia Tozzi plötzlich mitten im dritten Acte von „Fredegunde“ den Vorhang senkte — nicht wegen eines Ohnmachtsanfalles oder einer Krenbrühe, weil sie sich müde fühlte, unsagbar müde, weil ihr die Weine verlagten, weil ihr die Stimme in der Kehle stehen blieb, mit einem Worte, weil sie 50 Jahre alt war und nicht mehr konnte —, an diesem Abende, wo sie, nach Hause zurückgekehrt, ohne selbst die Kraft gehabt zu haben, ihr Theaterkostüm abzulegen, allein in ihrem gothischen Zimmer, vor ihrem großen kunstheiligen Spiegel hingefallen war, der ihr eine leichenhafte, unheimliche „Fredegunde“ zurücktrahnte, einen Todenschildel mit zwei schwarzen blonden Flecken — falschen Flecken —, an diesem Abende wurde Cornelia von einer wilden Verzweiflung erfaßt.

Sie weinte lange, und es dümmerte bereits der Morgen, als sie sich endlich auf ihr Lager warf, noch immer in ihrem metooingischen Kleide, über das eine der Flecken bis auf das Tigerfell herabging, das ihr als Bettvorlage diente.

Am andern Tage erklärte der Arzt zum hundertsten Male, daß die Kranke auf das Theater verzichten mußte, und daß sie kaum noch eine letzte Rolle in der „Melissandra“ würde spielen können, die der berühmte Dramaturg Eusebio Malone für sie schrieb. Und dieses Mal glaubte Cornelia dem Arzte.

Also, die glänzenden Tournen durch Europa, Amerika und Asien, die jungen Leute der fernern Städte, die sich vor ihren Wagen spannten, die ganz mit entblätterten Rosen bedeckte Welle um ihr Galaboot in der Bucht von Stockholm, dann wieder die hellfarbigen Ueberzieher amerikanischer Dandies, die ihr als Teppich dienten beim Verlassen des Theaters, die Trunkenheit der Hervorrufe nach Duzenden, welche es zu Wege brachte, daß man sich schleppt und um Gnade bittet, indem man Küsse zumirft, die Rafferei des Beifalls, dem wachsenden und abnehmenden Getrauer eines anhaltenden Gewehrfuers ähnlich, die angenehmen Brutalitäten der Reklame und der Interviews, — ein ungebundenes, köstliches, chimärisches Leben, und auch inrigere und edlere Wonnen: die Freude, die schönsten Visionen der Dichter zu verwirklichen, ihnen sein Fleisch und seine Seele zu leihen, sie in sich leben zu fühlen: das Alles war aus, war dahin.

Und in einigen Jahren, ja in einigen Monaten vielleicht, würde die Tozzi aus dem Gedächtnisse der Menschen entschwunden sein. Cornelia dachte an ehemalige Schauspielerinnen, die fast ebenbürtig berühmt gewesen waren, wie sie und von denen Niemand mehr sprach, und welche jetzt nichts mehr waren als alte bide Damen, die, vergeffen, mit ihren Ragen und Papageien in irgend einer kleinen Villa der Umgebung von Florenz lebten.

Das zu sein, nachdem man Königin gewesen ist und mehr als Königin, nein, das war nicht möglich und sie würde sich nicht dazu verstehen. Besser noch der Tod, als eine so lächerliche Herabsetzung.

Ja, sterben, so wie die Heldin eines Dramas, die ihren Traum nicht überleben will, oder wie eine sagenhafte Kaiserin, die sich, nachdem ihr Reich zerstört, mit ihrem Strohband erschroffelt, um nicht die Skavin des Siegers zu sei. . . . Denn die Idee des Todes, wie alle anderen, zeigte sich dem Geiste Cornelia nur mit einem fentischen Apparate bekleidet. Der Tod, das war für sie ein Theatereffekt, und zwar der sicherste, ein Effekt des fünften Aktes.

Eines Tages denn, in der Loggia ihres Palastes, die mit Bubbhas und Affen bevölkert und mit bizarren, aus allen fünf Theilen der Welt zusammengetragenen Gegenständen angefüllt war, und wo junge Literaten in der Ecken zerstreut auf den Teppichen und den Bärenfellen der Dibans saßen, sagte Cornelia mit matter Stimme: „Glauben Sie an Abnungen? . . .“

„Ich, ich glaube daran. . . . Ein unerklärliches Etwas sagt mir, daß ich auf der Szene sterben werde, während der Premiere von Melissandra.“

Und geheimnißvoll legte sie hinzu: „Ich bin dessen sicher, verstehen Sie? Ich bin dessen sicher.“

Das Wort erschien am andern Tage in den Florentinischen Zeitungen und steigerte noch die Neugierde, die „Melissandra“ schon hervorrief.

Man begann das Stück zu repetiren. Cornelia, sehr schwach, schleppte sich zu den Proben, hielt sich nur mit Aufschub ihrer gansen, bis zum Neuesten gepöppelten Willenstraft auf den Füßen.

Die Heldin des Stückes, ein räthselhaftes und den Männern verderbliches Weib, vergiftete sich, nachdem sie Verbrechen auf Verbrechen gehäuft hatte, bei der Lösung und starb auf der Bühne.

Dieser Tod sollte, wie die Theaterkuriere zu berichten wußten, die Hauptstärke des Wertes sein und an tragischem Schauder das berühmte „Sterben“ der Crocetta in der „Ehina“, oder des großen Monetto in „Ernam“ überreffen.

Einige Tage vor der ersten Aufführung entnahm Cornelia einer Kassetten ein sehr seltsames kleines Platon, das aus einem geschliffenen und abgehöhlten Smaragd bestand, den ihr einst ein indischer Radja zum Geschenk gemacht hatte. Dann, in Gegenwart der jungen Literaten, die auf den Teppichen umherlagen, löste sie von einer Trophäe indianischer Waffen ein Bündel vergifteter Pfeile los.

Sie rief ihrer treuen Ankleiderin und Kammerfrau, der alten Giuseppa, die sie seit dreißig Jahren mit durch die Welt schleppte, und indem sie ihr das Platon und die Pfeile übergab: „Du wirst,“ sprach sie düster, „die Spigen mehrere Tage in ein wenig Wasser aufweichen lassen; Du wirst Johann des Wasser in dieses Platon gießen, und Du wirst es mir am Abend der „Melissandra“ geben.“

„Sehr wohl, Madame,“ antwortete Giuseppa, ohne eine Miene zu verziehen. „Schwöre mir, daß Du thun wirst, was ich Dir befohlen habe.“

„Ich schwöre es.“ Die jungen Literaten lächelten. „Sie werden sehen!“ sagte Cornelia mit einer so tragischen Kopfbewegung, daß die jungen Literaten ganz bestürzt wurden. Wuhie man in der That, nessen sie fähig war?

Cornelia war erhaben in der Premiere vor „Melissandra.“ Sie wußte als ihrer gebrochenen Stimme und aus ihrem erschöpften Körper unerhörte Effekte seelischen Lebens und gauen-erregenden Schredens zu ziehen. Ganz Florenz, zuerst ein wenig widerstrebend und spöttisch (es war schon so lange, daß man Cornelia bewunderte), ließ sich noch einmal von seiner großen Tragödin bezwingen und brachte ihr eine frenetische Ovation, wo die Traurigkeit der beendeten Feste und das „niemals wieder“ der Trennungen sich in der Rafferei des Beifalls selbst fund gaben, der nicht mehr enden zu wollen schien.

Dann — das Spiel der Wahrheit, daß sich nach und nach eine förmliche Belemmung des Saales bemächtigte. Die Heldin des Stückes, das wußte man, starb bei der Lösung. Um sich selbst gleich zu bleiben bei der Wiedergabe dieses Todes, was würde Cornelia da wohl thun? Und die unbestimmte Erwartung von etwas Außergewöhnlichem bedrückte die tausend Herzen der Menge.

Im letzten Zwischenakte, noch fahler inmitten der Menge der Blumen, die ihre Garderobe anfüllten, als sie die Kohorte ihrer Verehrer sanft vor die Thür gefeßt hatte, indem sie mit dem, was sie von ihrer Krystallstimme noch finden konnte, wiederholte: „Abieu, meine Freunde!“ — während die Klingel des Inspektors durch die Gänge lönte, öffnete Cornelia ihr Fenster, das aus eines der finstern Gäßchen der Altstadt hinausging, und indem sie in langen Jügen die mit einem Geruch von Knoblauch und armer Menschheit gefüllte Luft einzog, rief sie: „Abieu, Florenz!“

„Dann, zu Giuseppa: „Das Platon!“ Giuseppa reichte es ihr, ohne ein Wort zu sprechen. „Und jetzt gehen wir sterben!“ Und die Tozzi trat auf die Szene.

Sie mimte, und sie ächzte und heulte der Reihe nach übernatürlich den fünften Akt, wo Melissandra, deren Verbrechen aus den ersten vier Akten sich alle gegen sie wenden, die geht und entlarvt, endlich eine Zuflucht im Tode sucht.

In diesem Augenblicke zog Cornelia das Smaragd-Platon aus ihren Busen.

In ihrem Innersten, ganz in ihrem Innersten, war es ihr vielleicht nicht unbekannt, daß das Gift der Pfeile, angenommen, daß es authentisch tödtlich war, nur dann wirken konnte, wenn es durch eine Wunde in die Adern eingeführt wurde. Aber im Lebigen, sie wußte, sie war sicher, daß ihr Giuseppa keineswegs gehorcht hatte, und daß sie in das Platon nur einige Tropfen Wasser gegeben haben konnte.

Und dennoch, kaum hatte sie das Platon an die Lippen geföhrt, so stürzte sie, wie vom Blis getroffen, hart auf die Bretter; sie wurde grün, ihre Glieder hatten jene Verengungen, die keine Gesichtlichkeit noch zu haben im Stande wäre; sie hatte nicht die Kraft, die letzten Worte des Dramas auszusprechen, und zwei ihrer Kollegen mußten, sie am Kopf und an den Füßen, von der Bühne tragen.

Der Tod war so deutlich und unbestreitbar in ihren weit heraustrittenden Augen erschienen, daß sich das ganze Publikum vor Schreden erhoben hatte. Und Niemand zweifelte, daß die Tozzi sich thatsächlich und freiwillig vergiftet hatte.

Niemand, nicht einmal Giuseppa. Die alte Frau selbst hatte einige Stunden vorher über die enge Oeffnung des leeren Platons eine der Wasserflaschen des Speisezimmers geneigt. Gleichwohl, sie warf sich über den Körper ihrer Herrin, indem sie schrie, wie alle Anderen: „Sie hat sich vergiftet! Sie hatte es vorhergesagt!“

Cornelia glaubte sich durch vierzehn Tage hindurch zwischen Leben und Tod. Durch vierzehn Tage hindurch brachten alle Zeitungen von Europa und Amerika Bülletins über ihre Gesundheit. Und die Aerzte entdeckten den Namen und legten den Reportieren die Eigenschaften und die Wirkungen des Giftes auseinander, das sie nicht genommen hatte.

Und sechs Monate nach ihrer Abschiedsvorstellung und Vergiftung, feierte Cornelia verjüngt und neugekräftigt ihre Rückkehr in das „Große Theater“ von Florenz.

Bei der Schmiere.

Schauspieler: „Was soll ich denn heute in dem Ritterstück anziehen, Herr Direktor? Sie haben mir ja noch gar keine Costüme hingehängt?“

Direktor: „Was spielen Sie denn?“

Schauspieler: „Am 1. Akt den Sendboten.“

Direktor: „Der Sendbote trägt 'ne Kutte!“

Schauspieler: „Und im 2. Akt? . . . Da spiele ich den Kaiser!“

Direktor: „Au fah'n Se mal an! Ja, Ja! — Der is ja doch wol uf d'r Reize? Da werd' r doch uf d'r fiesigen Schauler sein'n bester Purpur tragen! — Da zähl'n Se eschad de Kutte an un' sel'n e Barrett uf! — aber natürlich is recht maßfäll'ich!“

Schauspieler: „Am 3. Akt spiele ich einen Rathsherrn!“

Direktor: „Der Rathsherr werd bei mir immer in der Kutte gespielt — sechsunds noch e Dantuch um 'n Leib!“

Schauspieler: „Und im letzten Akt spiele ich den König.“

Direktor: „Da zähl'n Se natürlich be Kutte an, mei Lämmchen!“